

(Nachdruck verboten.)

37]

## Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

Kessler war vor seiner Wohnung angelangt und schloß die Entreetür auf.

Was war denn das? . . . Ein freudiger Schreck durchfuhr ihn. Da, im Korridor hingen Grete Anders' Sachen.

Mit ein paar raschen Schritten war er in seinem Schlafzimmer.

„Bist Du noch wach?“ fragte er in tiefer Freude.

„Ja, ich bin wach!“

Sie nahm seine Hand.

Trotz der Dunkelheit vermochte er ihre Augen zu sehen, die weit geöffnet waren.

Er setzte sich an den Rand des Bettes, beugte sich zu ihr herab und küßte sie stürmisch.

Die Finsternis, die ihn umgab, tat ihm wohl. Es war ihm zumute, als ob er viel an ihr gutzumachen hätte.

Dann erzählte er ihr von der großen Abfütterung und ganz nebenbei von Doris Frenzel. Es schien ihm jedoch, als ob sie nur zerstreut zuhörte, und auf einmal unterbrach er sich ängstlich und fragte sie, was ihr denn wäre. . . . So seltsam und verändert käme sie ihm vor.

Da nahm sie seinen Kopf zwischen ihre Arme und flüsterte mit dem ganzen Wohlklang ihrer weichen Stimme:

„Ich habe ein Kind von Dir!“

Und wie sie ihr Geheimnis gar nicht umschrieb, sondern wie eine große und schöne Wahrheit von sich gab, erschütterte es ihn doppelt. Selbst in dieser Stunde ging von ihr keine Unruhe und keine Angst aus.

„Freust Du Dich denn mit mir ein wenig?“ fragte sie.

Er antwortete:

„Ich sehe nur Dich und nichts neben Dir!“

„Aber wenn es da sein wird, wirst Du Dich seiner freuen. Nun bist Du doch mit mir verknüpft.“

„Ja, das bin ich! . . . Und morgen spreche ich mit den Deinen! . . .“

„Das wirst Du nicht tun,“ entgegnete sie, „es geht ja nur uns beide an.“

„Kind, ich begreife Dich nicht — Du bist mir rätselhafter denn je!“

„Und doch ist alles so einfach,“ sagte sie verträumt und zog ihn mit ihren weißen Armen dicht zu sich heran. . . .

### Vierundzwanzigstes Kapitel.

Groß und majestätisch stand das Theater da. Der in Sandstein aufgeführte Bau wirkte in seinen strengen, einfachen Linien wie ein Feenpalast. Niemand ging an ihm vorüber, ohne voller Bewunderung das neue Haus zu betrachten, durch das die ganze Straße gehoben war. Dies Werk, es lobte seinen Meister. Die Zeitungen brachten Abbildungen der äußeren Front die Fachblätter beschäftigten sich eingehend mit dem gleichsam aus der Erde gestampften Kunsttempel, und Kesslers Name war in aller Mund. Er war mit einem Schlage, wie es in Fenilletons hieß, in die vorderste Reihe der Architekten gerückt.

Und drinnen schufen emsige Hände an der Vollendung der Bühne, die mit allen Vollkommenheiten der neuesten Technik ausgestattet wurde und an der Innendekoration, die an Glanz und Pracht alles Dagewesene übertreffen sollte.

Frenzel war es gelungen, eine größere Bank für die Beileihung heranzuziehen. Allerdings hatte der Baumeister die kniffllichsten Bedingungen akzeptieren müssen. Frenzel hatte von der Bank unumschränkte Vollmacht erhalten, nach welchem Modus das Geld an Kessler gezahlt werden sollte.

So oft nun der Baumeister in Verlegenheit war, mußte er an Frenzel Wechsel geben, die dieser diskontierte. Diese Wechsel wurden vom Empfänger sofort versilbert und waren natürlich jedesmal höher als die Summe, die Kessler empfangen hatte. Dazu kamen noch die Privatdarlehen, zu denen sich die Firma Frenzel u. Maschke verstanden hatte.

Kessler hatte sich hinter verschlossenen Türen derartige Paragraphen diktieren lassen, daß Steinert sich die Haare raufte.

„Sie werden sehen, Herr Baumeister,“ jammerte er, „so bald das Theater fix und fertig ist, werden wir beide ruiniert sein. Vorher waren wir so arm wie Kirchenmäuse, und nachher werden wir mehr Schulden haben als Haare auf dem Kopf. Von dem Theater, dessen Besitzer Sie sind, wird kein Stein Ihnen gehören!“ . . .

Frenzel hatte sich nicht allein damit begnügt, den Geldagenten zu machen — er hatte auch Kessler die Fabrikanten vorgeschrieben, von denen die Teppiche, Sautenils, Kronleuchter, elektrischen Anlagen, der ganze Schmuck des Hauses bezogen werden mußte.

„Es ist mal im Leben so,“ hatte er gesagt, „eine Hand wäscht die andere!“

Bevor die Bank das Geld bewilligt hatte, mußte Kessler eine Rentabilitätsberechnung ausarbeiten. Als er sie Frenzel brachte, zuckte dieser mitleidig mit den Achseln und gab sie ihm lächelnd zurück.

„Daraufhin kriegen wir noch nicht einen Sechser, mein Verehrter! Kommen Sie, wir wollen die Sache gemeinsam deichseln!“

„Deichseln“ war ein Lieblingsausdruck Frenzels — er „deichselte“ alles.

Und ohne mit dem Baumeister viel Umstände zu machen, zog er ihn in sein Privatkontor, das er hinter sich zuschloß.

Es verging eine Stunde, ehe die Aufstellung fertig war, in der die tollsten Zahlen figurierten.

„Sehen Sie, mein Lieber, das nennt man eine Rentabilitätsaufstellung, die sich gewaschen hat. Und nun unterschreiben Sie schleunigst, damit das Ding abgehen kann!“

Kessler stutzte.

„Diese Unterschrift,“ sagte er mit schwerer Zunge, „kann ich mit meinem Gewissen nicht verantworten. Ich soll meinen Namen unter eine Berechnung setzen, die vom ersten bis zum letzten Buchstaben falsch ist! Wie ist das zu rechtfertigen?“

„Sehr einfach! Nämlich der Wit ist der, daß ohne derartig „frisierte“ Aufstellungen von zehn Häusern noch nicht neun beliehen werden würden. Glauben Sie denn wirklich, daß die Bank diese Zahlen ernst nimmt?“

„Dann sehe ich nicht ein, weshalb ich durchaus zum Fälscher werden soll!“

Frenzel knöpfte sich seinen Rock zu.

„Um Gottes willen, brauchen Sie nicht immer so große Worte! Die Sache ist deshalb notwendig, weil im Aufsichtsrate einer jeden Bank irgend ein Nörgler und Querulant sitzt, dem man das Maul stopfen muß.“

Kessler trat der Angstschweiß auf die Stirn.

„Wenn ich mich dazu entschließe,“ sagte er leise und blickte sich schen im Zimmer um, „so mache ich mich nicht nur nach außen hin einer unehrlichen Handlung schuldig — ich bin auch vor mir selber unten durch!“

„Wenn Sie unter solchen Skrupeln leiden, mein Lieber, so kann ich Ihnen nicht helfen — dann müssen Sie eben das Theater an Ihre Gläubiger ausliefern — Wie kann ein moderner Mensch nur so veraltete Anschauungen haben!“

„Ich habe bisher mit Geldangelegenheiten wenig zu tun gehabt.“

„Nu sehen Sie, daran liegt es eben!“

Kessler trat an das Fenster und überlegte.

„Ist es absolut notwendig?“ fragte er, „daß ich unterschreibe . . . Könnte es nicht an meiner Stelle Steinert tun, der ja in allen Dingen mein Geschäftsführer ist und von kaufmännischen Usancen im kleinen Finger mehr versteht als ich?“

„Ich bedaure lebhaft! Wer ist für die Bank Herr Steinert? Sie könnten ebensogut sagen K. J. Z. soll statt Ihrer seine Unterschrift geben. Die Bank kann sich in der Sache nur an den Bauherrn halten, und der sind Sie in diesem Falle, nicht aber an irgend einen entlaufenen Buchhalter — denn, nehmen Sie mir's nicht übel, weiter ist doch Ihr Steinert nichts!“

„Verzeihen Sie — Steinert hat bereits einmal ein Theater geleitet.“

„Desto schlimmer! Dann ist er also nicht einmal ein ordentlicher Buchhalter, sondern ein verfrachter Komödiant . . . Im übrigen, mein Verehrter, geht mich das wirklich nichts an.“

Mir mich handelt es sich als Vertreter der Bank nur darum, ob Sie unsere Auffstellung unterschreiben wollen oder nicht? Ich will Ihnen heute abend Bescheid geben; ich muß mir das überlegen. Ich fühle deutlich, daß es für mich verhängnisvoll werden kann."

Frenzel betrachtete ihn eine Weile durch den Kneifer. "Sie sind wirklich ein Gemütsmenschen," sagte er. "Sie gehen, wie ich merke, von dem Grundjag aus, was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. . . . Mag Steinert unterschreiben — mag Steinert 'reinschicken! . . . . Notabene kann von Reinfallen bei der ganzen Sache nicht die Rede sein, sonst würde ich Ihnen ja nicht einen solchen Rat erteilen," schloß er, merkwürdig lächelnd.

"Ich bringe Ihnen morgen vormittag den Bescheid!" "Der Brief muß heute abend noch an die Bank abgehen; anderenfalls müßte ich zu meinem lebhaften Bedauern mich zurückziehen."

"Gut, ich komme heute abend noch einmal wieder." Kessler nahm einen Wagen und fuhr zu Steinert, dem er den Fall vortrug.

Zu seinem Erstaunen fand Steinert die Sache gar nicht so schlimm.

"Diesmal betrügt er ja nicht uns, sondern die Bank," meinte er lakonisch.

Kessler war verblüfft. "Sie vergessen nur," warf er ein, "daß unter dem Tisch nicht Frenzels, sondern meine Unterschrift prangen wird."

"Sehr richtig!" Sollten sich aber irgend welche Folgen daran knüpfen, so nennen Sie einfach Frenzel als Verfasser, was ja auch der Wahrheit entspricht!"

Kesslers Züge verzerrten sich. Sie sahen plötzlich müde und weß aus. All die unaufhörlichen Sorgen, die er während dieses Vaues durchlebt hatte, spiegelten sich auf ihnen wider. Auf einmal richtete er sich auf.

"Ich habe jetzt den Ausweg gefunden — es gibt nur einen Ausweg! — Ich unterschreibe nicht, sondern verschwinde von der Bildfläche."

"Wie meinen Sie das?" stammelte Steinert erschreckt.

"Ich glaube, mich sehr deutlich ausgedrückt zu haben. . . . Das Theater ist nicht mehr vom Erdboden zu tilgen — damit ist mein Traum erfüllt, und ich kann zur Seite treten. . . . Was will ich weiter? . . ."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

### Künstliche Roßhaare.

Wenn jemand auf seinem mit Roßhaaren gepolsterten Lehnstuhl sich so recht behaglich ausstreckt, hat er häufig gar keine Ahnung, wo die Roßhaare, auf denen er angeblich sitzt, herkommen. Naive Zurechtung! Selbsterständlich stammen Roßhaare doch nur vom Pferd her, wird man erwidern. Es mag zugegeben werden, daß die Büffel schwarzer und weißer Haare, welche die Gardemänner auf ihren Helmen haben, wirklich echte Pferdeshwänze sind, aber die Roßhaare, welche sich häufig in den Polstermöbeln vorfinden, haben damit nichts mehr zu tun, sie sind häufig mit einem Pferd nicht einmal in lose Berührung gekommen, sondern sind, trotzdem sie von dem Ungeheuer auch wirklich für Roßhaare gehalten werden, in ihrem äußeren Aussehen auch zu dieser Umahme unfruchtig Veranlassung geben, nichts weiter als nach bestimmten Methoden präparierte Baumwollfäden. Das klingt für den ersten Augenblick etwas paradox. Wie können denn Baumwollfäden Roßhaare werden? Allerdings richtige Roßhaare werden sie nicht, und wenn man sich das Vergnügen machen wollte, an ein solches Polstermaterial ein Streichholz zu halten, so würde man bald gewahr werden, daß diese Roßhaare mit den den echten Roßhaaren ähnlichen Stoffen, wie Horn, Hägel, Haare, Wolle usw. beim Verbrennen nicht die geringste Ähnlichkeit zeigen. Während nämlich die genannten tierischen Stoffe überhaupt nicht brennen, wenigstens nicht unter Flammenercheinung, sondern nur schwelen und dabei den bekannten unangenehm penetranten Geruch entwickeln, auch nicht im gewöhnlichen Sinne verbrennen, sondern unter Bildung einer Kohletugel zusammen krieschen, brennen die künstlichen Roßhaare lichterloh, entwickeln fast gar keinen Geruch und hinterlassen nichts als eine geringe Menge leicht zerstäubbarer grauer Asche. Dieses allgemein zur Unterscheidung von Wolle und Baumwolle in gewebten Stoffen angewendete Mittel kann also auch hier zur Erkennung echter und künstlicher Roßhaare benutzt werden; indessen wird jemand, selbst wenn ihm diese Untersuchungsmethode bekannt ist, garnicht darauf verfallen, eine solche Probe vorzunehmen, denn er hat wohl in den wenigsten Fällen eine Ahnung, daß seine Roßhaare und Baumwollfäden dasselbe sein könnten, noch dazu, wo diese angeblichen Baumwollfäden mit Roßhaaren zum vertauscheln ähnlich sehen!"

Um zu zeigen, wie eine solche Mythisifikation des Nichtfachmannes möglich ist, wollen wir zunächst untersuchen, was Baumwolle ist. Die chemische Analyse gibt uns darauf die Antwort, daß Baumwolle, welche von den ihr anhaftenden natürlichen Verunreinigungen befreit ist, fast nahezu aus einer Cellulose besteht; die der rohen Baumwolle anhaftenden Verunreinigungen betragen nur etwa 5 Prozent. Cellulose selbst besteht aus Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff. In reinem Zustand ist sie eine ziemlich passive Verbindung; sie besitzt weder Geruch noch Geschmack, ist unlöslich in Wasser, Alkohol, Aether und den sonstigen Lösungsmitteln. In frisch bereiteter, konzentrierter Lösung von Kupferoxyd, Ammoniak schwillt die Baumwollfaser jedoch beträchtlich auf und bildet dann unter dem Mikroskop sichtbare, höchst eigentümliche Ausbauchungen, welche dadurch entstehen, daß die Oberhaut der Faser ihr Gefüge, ein um den übrigen Teil in spiralförmiger Linie gewundenes Band, beibehält. Diese Umhüllung ist jedoch nicht ganz dicht Ring an Ring, so daß der aufquellende innere Teil sich zwischen den einzelnen Windungen hervordrängt und so das Bild hervorruft, als wenn man ein Bündel ganz weicher Wollfäden mit einem festen Baumwollfaden straff umwickelt. Nach längerer Behandlung wird jedoch auch die Oberhaut zerstört und es entsteht eine schleimige Lösung, aus welcher durch Säuren eine Gallerte niederschlagen wird. Letztere gibt nach dem Waschen und Trocknen ein weißes amorphes Pulver, das dieselbe chemische Zusammensetzung und Eigenschaft hat wie die ursprüngliche Faser und daher für chemisch unveränderte Cellulose gehalten wird.

Konzentrierte Schwefelsäure läßt die Baumwolle ebenfalls zuerst anschwellen und verwandelt sie dann in eine gallertartige Masse. Durch Aenderung der Konzentration der Säure lassen sich natürlich die verschiedensten Abstufungen in der Auflösung der Fäden hervorbringen, so daß man z. B. Fäden erhält, welche einen Kern, eine Seele aus unangegriffener Baumwolle haben, um welche sich eine mehr oder minder starke Schicht der genannten gallertartigen Masse schließt. Solche Fäden erhalten dann ganz von der rohen Baumwolle abweichende Eigenschaften in chemischer Hinsicht, z. B. in bezug auf die Aufnahmefähigkeit für Farbstoffe, nebenbei auch noch einen gewissen Glanz, die Fäden werden also technisch wertvoller, sie werden veredelt.

Ähnliche Erscheinungen, wenn auch chemisch anderer Natur, werden durch Behandlung der Baumwolle mit starker Natronlauge hervorgebracht, und dieses, unter dem Namen Mercerisation bekannt gewordene Verfahren hat auch in der Praxis der Textilindustrie eine sehr große Verbreitung gefunden.

Außer diesen Mitteln gibt es allerdings noch eine ganze Reihe, welche die Cellulose ebenfalls angreifen, wie z. B. die Oxy-cellulose bildenden (Chlor, Chromsäure etc.); diese haben sich jedoch technisch einen Wert nicht in dem Maße erwerben können; sie werden vielmehr gerade im Gegenteil meist als unerwünschte Erscheinungen gefürchtet, wogegen die Schwefelsäure, obwohl sie auch sonst als gewaltiger Zerstörer gefürchtet wird, eine große Rolle spielt und, in richtiger Weise angewendet, wertvolle Resultate liefert. Eins dieser durch dieselbe erzeugten Produkte sind eben die künstlichen Roßhaare, über deren Herstellungsweise nach den vorausgeschickten Erörterungen nicht mehr viel zu sagen bleibt. Die durch Schwefelsäure bis zur Durchsichtigkeit der Gelatine aufgelöste Baumwolle wird, nachdem der Färbungsprozeß im richtigen Augenblick unterbrochen wurde, zunächst entsäuert, dann mit Alkoholen von schwarzer Farbe, der noch etwas Leim zugelegt war, behandelt und zum Schluß mit geeigneten Fetten imprägniert, um ihr den dem natürlichen Roßhaar eigentümlichen Glanz zu verleihen. Die so präparierten und wieder getrockneten Baumwollfäden haben dann ganz das Aussehen und auch das starre Gefühl der natürlichen Roßhaare. Die glatten Fäden werden zu Bürstenwaren verarbeitet, während die wirren Enden als Polstermaterial verwendet werden. — gst.

### Kleines feuilleton.

#### Bettelmannslied.

Mei' Herzensallerliebster, das is en Bettelmann, Ich stek' em gude Bißje zu un's beste von der Pam. Um ich gewin' em Gasebrate um delikate Wein Um nochert ebbes Süßes aach um en Ruß noch otwedreit.

Heut geht mei' Herrschast danze, do kimmt mei Bettelmann, Ich stopp' em in sein Bettelack so viel als ich nor kann. Um do denk ich doch, ich maan als, er könn' zufriede sein, Doch hör nor äans, er fordert jo aach en Ruß noch otwedreit.

Um twem se mich forsjage, des is meer aach all eens, Ich habb ja noch mein Bettelmann, die Welt is jo nit Meenz, Ei, mer ziehn zusamme bettle, so weit nor fliezt der Rhein, Um alles kriecht mein Bettelmann um en Ruß noch otwedreit. — Peter Cornelius.

s. Nächstenliebe. Es ist der letzte elektrische Wagen, der nach Friedenau fährt. Nicht nur voll bis auf den letzten Platz, mindestens vier Personen stehen noch und halten sich an den Lederriemen, bei den Weichen immer in Gefahr, durch den unvermuteten Ruck auf die anderen Passagiere geworfen zu werden. Die meisten ruhig, schlaftrunken, mit unterhaltenem Gähnen. In der Mitte aber,

zwei und zwei gegenüber, sitzen vier Damen, so munter als sei es Mittag und nicht nach Mitternacht. Zwei ältere, beide sehr wohl konserveriert, die eine blond, volles Gesicht, verwischte Züge — das Beste an ihr sind die schönen Hände, die die Handschuhe abgestreift haben — wer nicht genau hinsieht, hält sie für Anfang der Dreißiger, aber die Krähenfüße an den Augen und Schläfen und ein paar, wenn auch feine Falten um den Mund verraten die überschrittenen Vierzig; die andere um einen Kopf größer, mit interessantem Gesicht, munter, halb ironisch blidenden, dunklen Augen, prächtigen schwarzen, da und dort schon von weißen Fäden durchzogenen Haar und scharf geschnittenen lächeln Brauen. Die Lippen haben nie viel Gutes gesprochen. Den beiden älteren gegenüber zwei Junge, ihre Töchter; die Kechnlichkeit ist ganz unvertennbar: Anni wird auch einmal die werden, voll ist sie jetzt schon, und Lizzi hat das schöne, schwarze Haar und die Augen wie die Mama. Alle vier sind sehr elegant gekleidet, nach der allerletzten Mode. Und alle sind sehr anmiiert. Anni lächt und dabei sagte sie: „Gott, der arme George! Eigentlich kann er einem doch leid tun!“ Ihre Mama nickt, sie ist ganz derselben Ansicht. Wenn sie noch daran denkt, wie sie's so gut mit ihm gemeint hat! Nun, er hat nicht wollen! Jetzt mag er büßen!

Lizzi sieht verständnisinnig zu ihrer Mama hinüber und beide lächeln.

„Sie wird ihre Herkunft nie verleugnen,“ sagt die Mama scharf. „Die Art, wie sie sich benimmt, dieses Vornehmseinwollen,“ sie lächelte spitz und hebt die Achseln, um sie gleich wieder bedauernd sinken zu lassen, „wer wird sich darüber täuschen?“ „Ich glaube, sie macht im stillen Handarbeiten,“ sagt Lizzi. „Sie sieht wenigstens so aus.“

Anni überläuft es: „Meinst Du?“ fragt sie und verzieht den Mund.

Lizzi nickt eifrig. „Ich habe ein Auge dafür. Du hättest Dir mal die Finger ansehen sollen. Ganz nervös sahen sie schon aus. Wenn man malt, wie ich, dann kommt das nicht vor, aber beim Stiden und Häkeln, ja . . . da . . .“

Anni ist ganz überzeugt von Lizzis Beobachtungsgabe und ärgert sich, daß ihr das nicht ebenfalls aufgefallen ist. Sie will aber nicht zurückstehen und sagt: „Meiner Ansicht nach hat sie eine enge Brust — und ob die linke Hüfte nicht heraustritt, konnte ich nicht ganz genau sehen, mir kam's aber so vor.“ Anni erwartet jetzt auf diese unverschämte Lüge hin energischen Widerspruch, aber alle sehen so aus, als ob sie sagen wollten: „Rein Gott, das fehlt ihr auch noch?“

„Wenn man denkt — Liebesheirat,“ nimmt Lizzis Mama das Wort. „Wo so ein Verliebter manchmal die Augen hat! Keine Spur von Reiz, und Olga heißt sie auch noch! Und die Verhältnisse, aus denen sie hervorging. Vater Rechnungsrat. Mitgift — sie bläst über ihre Hand — „Aussteuer“ — sie bläst wieder über die Hand. „Und George, dem die besten Partien geboten wurden, reiche, schöne Mädchen — sie wie die Blonde hätten mit Freuden Anni und Lizzi ihm gegeben — „Mädchen der guten Gesellschaft,“ betont sie, „da weiß man nicht, was man sagen soll. Diese Person spielt sicher nicht Tennis!“

Damit ist für Anni und Lizzi das Signal gegeben, über ihre glückliche Nebenbuhlerin herzufallen, und unter dem Weifallsniden ihrer Mütter überbieten sie sich darin. Man begreift nicht, daß diese Olga soviel Untugenden in sich angehäuft haben kann; mit ihnen könnten gut zwei Duzend Mädchen der besten Gesellschaft ausgerüstet werden, und es bliebe noch Reserve.

Endlich sagt Annis Mutter resigniert: „Nun gehört doch aber die Person zur Verwandtschaft. Da muß man doch schon das Beste von ihr denken und reden, schon . . .“ sie sucht nach dem passendsten Ausdruck, „schon — aus Nächstenliebe.“ —

europäischen Wald. „Ich habe niemals die Zahl der Bäume gezählt, die auf einem bestimmten Raum des Waldes von Borneo aufwachsen, aber die Zahl ist sicherlich gewaltig, sowohl die Menge der verschiedenen Spezies als auch der einzelnen Exemplare. Natürlich ist dies in verschiedenen Gegenden verschieden; so ist an den Abhängen der Berge die Zahl der einzelnen Exemplare einer gegebenen Spezies größer als in den Tälern oder in den Bergen, während dort wieder die Mannigfaltigkeit der Spezies sich reicher entfaltet, denn in diesen Gebieten sind die Entwidlungsmöglichkeiten zu höchster Stärke gesteigert, da die vorzügliche Bewässerung alles zu herrlicher Reife bringt.“ Deccari beschreibt in lebhaften Farben das Gefühl der Hülflosigkeit und der Einsamkeit, das den Wanderer in den riesigen Räumen des Waldes umfängt, die unübersteigliche Furcht, mit der uns das unendliche Gewirr der grünen Wildnis, die Dimensionen ihrer erdrückenden Größe erfüllen. Und wenn des Urwaldes Antlitz mit furchtbarer und schrecklicher Schönheit bei Tage blickt, so bringt die Nacht eine neue Stimmung herauf: „Jedes abgestorbene Blatt, jeder faulende Zweig und die modernen Aeste, sie leuchteten alle auf, in einem matten, unruhigen Glanz durch den dünnen Nebelschleier glimmernd, der sich erhob von dem feinsten Humusboden. Der Regen des vorangegangenen Tages hatte die Bilze aus der Erde hervorgehoben; da lebt das ganze Netzwerk der Myceliumfäden auf, die sich hereinzudrängen wissen in die berstenden Trümmer dieser uralten, gigantischen Welt und langsam ihr Zerstörungswerk vollenden. Von einem ehrwürdigen Baumstumpf, wenige Fuß vor mir, strahlte ein glänzendes, phosphoreszierendes Feuer aus, das herkam von ein paar weißen Schwämmen, die mir zu der Gattung Agaricus zu gehören schienen. Ein einziger dieser weiß und hell leuchtenden Schwämme verbreitete genug Licht, um dabei ohne Mühe eine Zeitung lesen zu können.“ Funkefendern und belebteren Glanz noch verbreiten die Feuerfliegen, die den ganzen Wald bei Nacht durchschwärmen. —

**Theater.**

Deutsches Theater. „Schusselchen“. Tragödie in vier Aufzügen von Georg Reide. — Ein freigeistig-toleranter Zug, der in den früheren Dramen des Konfistorialrats Reide hervortrat und bei den geistlichen Herren beträchtlichen Anstoß erregte, prägt sich auch in dem neuen Stück des Bürgermeisters aus. Landgerichtsrate von einer Vorurteilslosigkeit wie der, den der Verfasser als „Schusselchens“ Gatten hier vorführt, wird es nicht viel in Preußen geben; und die abschließende Veröhnungsszene steht der Tendenz nach in prononcierterm Gegensatz zu dem üblichen Pharisäismus fast korrekter Respektabilitätsgefühlung. Statt sittlicher Entrüstung über den Ehebruch der Frau — mitleidiges Erschrecken, statt einer Abwendung von der „Ehelosen“ — ein Sich-Erinnern des Mannes, daß er dieselbe Schuld wie sie auf sich geladen, ein Verstehen und Verzeihen. Aber Wärme ging davon nicht aus. Die Schusselchheit — das nervös-zerfahrene, konfuse, unbernünftige Wesen Christines hat auch auf die Szenenführung abgefärbt. Dieser Typus, der als Nebenfigur in einem größeren dramatischen Ganzen sehr wohl hätte interessieren können, verträgt es überhaupt nicht, beherrschend in den Mittelpunkt eines abendfüllenden Schauspiel gerückt zu werden. Auf die Dauer muß Anblick und Gehaben einer solchen Person — und um so mehr je naturalistisch treuer die Rolle gespielt wird — auch den Zuschauer nervös verstimmen. Das Springend-Animotivierte ermüdet. Abstatt nun im übrigen wenigstens für das Gegengewicht einer gewissen Logik, einen klaren dramatischen Aufbau zu sorgen, läßt Reide, im Geschmack der Heldin, die Dinge höchst verworren durcheinandergeschiehen. Die Personen schillern in allen möglichen Farben, keine außer der verdrehten Heldin — und auch die nur in der ersten Hälfte des Stückes — bringt es zu einem anschaulichen Eindruck. Und nach der Flucht Christines setzt eine vollständige Deroute ein.

Anfangs glaubt man, es sei auf eine Verspottung malender Hausfrauen im billigen Stil der „fliegenden Wätter“ abgesehen. Christine stürzt atemlos mit ihrem Malkasten ins Schlafzimmer, jagt dort wie toll umher, repariert ihre Robe durch Uebermalung der Flecken usw., während der Herr Landgerichtsrat, mit dem Bewußtsein, ein „moderner Mensch“ zu sein, über die Unannehmlichkeiten häuslicher Anarchie sich hinwegsetzt, geduldig auf die Beendigung der Toilette wartet. Ein paar malende Bettlern werden mit burlesker Lustigkeit von Christine empfangen, und plötzlich umgewandelt erklärt sie dem Manne und der Schwiegermutter, sie würde nicht mit ihnen zur Gesellschaft gehen. Der Name einer Frau Helbing ist erwähnt, und, unlogisch wie immer, diesmal aber zufällig so ziemlich das Richtige treffend, hat sie es sich sofort in den Kopf gesetzt, daß ihr Mann sie mit dieser Dame hintergehe. Voll Mitleid mit sich selbst hört sie die heißen Liebestworte, die Bettler Paul sich erlaubt, mit einem sentimental Wohlbehagen an. Das Schicksal ist ihr eine solche Tröstung schuldig. Im zweiten Akte scheint sie einen Plan gefaßt zu haben, das Herz des Gatten und die ihr entfremdeten Kinder wieder zu erobern. Aber bei ihrer hülflosen Unbesonnenheit wendet sich, was sie auch unternimmt, gegen sie. Sie tappt immer daneben. Statt mit dem Manne, der ihr noch unverändert gut ist, offen zu sprechen, redet sie sich ein, die gut-herzige Schwiegermutter stehe zwischen ihnen, und ersucht sie mit verbläffender Raibetät, das Haus zu verlassen; ihre Malereien schlägt sie um einen Spottpreis los. Nur noch Weib und Mutter will sie sein. Diese Partie, reich an intimen, scharf gesehenen Beobachtungen,

kl. In den Wäldern Borneos. Von Wanderungen in den großen Wäldern Borneos erzählt der italienische Botaniker und Forschungsreisende Odoardo Deccari in einem fesselnden und schön geschriebenen Buche, in dem er die Wunder der tropischen Natur zu beschreiben sucht. Von Menschen wird wenig dabei geredet, obwohl seltsame Volksstämme und absonderliche Sitten häufig den Rahmen bilden und die Szene betreten. Doch der eigentliche Held des hymnenhaften Wieder, in dem Deccari von den Schönheiten Borneos singt, ist der Wald selbst als der gewaltige Ausdruck der wachsenden und wirkenden Kräfte, die die Welt aufbauen und beherrschen. Die Lebenskraft, die als Schlamm dem Boden Stärke leih zum Keimen des Samens, die als Pflanzensaft aufsteigt im Baumestamm, die in Schwämmen, Parasiten, in Kletterpflanzen, Schlinggewächsen, in üppigen Trieben und neuen Schöplingen ihre unbegähmbare, gärende und wuchernde Fruchtbarkeit dardat, die im Verfaulen und Verwelken, im Wiederaufblühen und Neuentstehen das ewige Lied von Tod und Geburt singt, sie wird in diesem Buche gepriesen. „Wer möchte wohl imstande sein, sich die Summe treibender und schaffender Arbeit auch nur vorzustellen, die schweigend und still in den Tiefen des Waldes vor sich geht? Wer kann die unzählbare Masse von Lebewesen ermessen, diese zitternden, feimenden Zellen, die sich im Kampfe zusammenschließen und vereint für ihr Leben ringen im lautlosen Dämmer des tropischen Frühlingwaldes?“ Eine unglaublich große Menge verschiedener Arten von Pflanzen bringt der tropische Wald in der Zeit des erwachenden Lenzes hervor, die Vielfältigkeit, der Reichtum dieser unendlichen Lebensfülle ist erstaunlich und viel größer als im

mag in dem Stück die beste sein. Sehr hübsch ist auch der Umschlag, als der Landgerichtsrat der Mutter nachsteht, um die Verleumdung zurück zu rufen. Christinens exzentrischer Empfindung erscheint dies ganz natürlich. Vernünftige wie ein unerhörtes Unrecht, das man ihr zusügt. Und in ihrer kindischen Verzweiflung, im Wunsch sich zu betäuben, läßt sie sich von dem rechtzeitig erscheinenden Better — entführen. Später tut ihr das selbstverständlich wieder leid. Der Rückweg aus dieser peinlichen Situation wird unter Zuhilfenahme sadenscheinigster Theatermittel von dem Autor bewerkstelligt. Unter anderem muß Christine in ihrer Zerstreuung den Abgabebrief an den Liebhaber mit einer Fleischrechnung vertauschen, damit das Schreiben an den Gatten kommt! Und um Stoff für die zwei noch nötigen Aufzüge zu gewinnen, steht in diesem Briefe kein Wörtchen, das auf wirklichen Ehebruch hindeutet. Dadurch wird „Spannung“ erzeugt, indem man nämlich einen ganzen Akt lang sich den Kopf darüber zerbrechen darf, was denn bei diesem rasch bereuten Seitensprung geschehen ist. So tam das lang hinausgezögerte Bekenntnis und die Versöhnung, der Christinens verklumpter Vater als Mahner zu menschlicher Güte assistiert, selbst auch nicht anders als frohlich wirken. Man hat in diesem zweiten Teil des Stückes den Eindruck wachsender Verlegenheit.

Der Applaus war stark und überlötete einige oppositionelle Zischversuche, der Autor konnte mehrmals erscheinen. Ueberraschend talentvoll, mit äußerster feiner Abtönung der wechselnden Stimmungen gab Marietta Dilly die Hauptfigur. Den unwahrscheinlichen Landgerichtsrat spielte Adolf Klein, außer in der letzten Szene, mit trefflichem Gelingen, Julius Strobl den Better. Grete Gallus in der kleinen Rolle einer ostpreussischen Schneiderin brachte den gemüthlich breiten Dialekt höchst urwüchsig drollig heraus. —

**Berliner Theater.** „Der Kaiserjäger. Komödie in drei Aufzügen von Hans Brenner und Hans Ostwald. — In der Premiere ist die Komödie sehr freundlich aufgenommen worden und auch am Sonntag bei der Wiederholung herrschte große Beifallslust. Selbst auf die bescheidensten Scherze reagierte regelmäßig ein herzhaftes Gelächter. Hans Ostwald, der das Leben auf der Walze aus eigener Erfahrung kennt, hat in sehr eindrucksvollen, anschaulichen Skizzen darüber berichtet. Seine sachkundigen, von warmem Mitgefühl erfüllten Schilderungen haben auch in Kreise, die sonst dem fatten Philistervorurteil huldigen, manche widerwillig aufgenommene Aufklärung hineingetragen. Aber ein anderes ist Schilderung, ein anderes dramatische Gestaltung. Nicht nur, daß in dem Bagabundenstücke, das Ostwald mit Brenner zusammen gearbeitet hat, jede weiterschauende soziale Perspektive, jeder Anknüpfung zu einer gegen die Gesellschaft gerichteten Satire fehlt, — davon ganz abgesehen, auch in dem enggesteckten Rahmen sind, wie mir scheint, die Bilder matt und kümmerlich geraten. Die Charakteristik kommt über die allgemeinsten Umrisse nicht hinaus, und die magere Handlung schleppt sich, kaum irgendwo durch überraschend originelle Episoden unterbrochen, langsam hin. Zwischen einem nüchternen Naturalismus und Posseneinfällen schwankt der Stil der Darstellung. Der ganze Stoff, aus dem eine Erzählung wohl etwas hätte machen können, widerspricht in seinem lockeren Zusammenhang den Anforderungen der Bühne.

Die Bagabunden dieser „Komödie“, die sich richtiger ein „Volkstück“ nennen würde, sind — dadurch wird von vornherein dem Stück die soziale Spitze abgebrochen — Bagabunden von Natur, Leute, die aus Lust zur Sache, nicht darum, weil sie keine Arbeit finden, sechtend im Land umherziehen. Die erste Szene ist hübsch gesehen. Auf grünem Rasen lagern drei stolze Burshen und plaudern mit gutem Humor, während drüben auf den Feldern die Bauern fleißig an der Ernte schaffen. Die sonstige, farbenfette märkische Landschaftsdekoration, die Valuschek entworfen, war der Stimmung vorzüglich angepaßt. Sie weckte Wanderlust und wußte etwas von Poesie um die zerlumpte Gruppe. Pfeifend und mit flotten Schritten kommt der Kaiserjäger, ein lustiger Oesterreicher, ehemals Kellner, des Weges und wird kameradschaftlich als Kunde begrüßt. — Ein patriarchalischer Landrat überrascht sie. Er läßt die armen Teufel, die ohne Ausweis-papiere völlig in seiner Macht sind, nicht arretieren, zwingt sie aber, ein Erziehungs-experiment, von dem er sich Wunder verspricht, bei den Bauern in Dienst zu treten.

Wie der Versuch dann scheitert und die Vögel mit einer Ausnahme aus dem Käfige wieder davon flattern, das bildet, mächtig durchgeführt, den Inhalt des Dramas. Der Kaiserjäger, der im Hause der Witwe Werder seine Kellnerlätigkeit von neuem aufnimmt, hat lange Szenen hindurch das Publikum mit den bekannten Requisiten abgebrauchter Kellnerlomit zu unterhalten. So weit geht es hier ins Possenhafte, daß der Landrat höchst selbst den ehemaligen Landstreicher ermutigt, die hübsche heiratslustige Wirtin energisch zu hofieren. Und ähnlich spricht der Hochwohlgeborene mit der Witwe. Sie hat den schmunden Jungen, der ihr überdies mit seiner quacksilbernen Gewandtheit, seiner Kunst die Leute heranzuziehen und seinem phantastischen Renommieren nicht wenig imponiert, natürlich gern, und als er ihr unternehmend einen Knuß auf den Mund drückt, scheint die Sache entschieden. Freilich, als die Kameraden, die so schlecht arbeiten, daß die Bauern ihnen je zehn Taler geben, nur um sie vor Ablauf der Kontraktzeit los zu werden, abmarschieren wollen und ein fröhliches Bagabundenlied anstimmen, da schüttelt's ihn und er ist drauf und dran, alles

im Stück zu lassen. Im Schlußakt sieht man ihn als Ehemann und Krugwirt. Alex, der arbeitsschene Friseur, den man zurückgeholt hat, weil er ein reiches, von ihm verführtes Bauernmädchen heiraten soll, hat sich schließlich akklimatisiert, ist ein augendienersüchtiger, Fleiß marrierender Streber geworden. Den Kaiserjäger aber hat seit seiner Heirat die Unruhe nur noch fester gepackt. Die Wandersehnsucht läßt ihn nicht los. Tagelang streicht er umher. Ein Streit um einen entpungenen Zuchtshausler, für den er in lebendigem Solidaritätsgefühl eintritt, gibt schließlich den Ausschlag. Wie die Frau ihn vor den Gästen anherrscht, da nimmt der Kaiserjäger seinen Hut vom Niegel und eilt davon auf Nimmerwiedersehen.

Die Aufführung war frisch und temperamentvoll. Bauern und Bagabunden, alle wirkten sie echt. In erster Reihe stand Herr Wehrlin, der mit ausgezeichnetem Humor die Titelrolle spielte. — d t.

**Humoristisches.**

— Aus einer Gerichtsverhandlung. Richter: „Und wie gelangen Sie zu den Mitteln, welche Ihnen eine so üppige Toilette ermöglichen?“

Angeklagte: „Aber Rudolf! Das fragst Du mich?“ —

— Galanterie. „A, bist Du a Depp! Röt amal jodeln kannst!“

„Leich ma Dein Kropf, nachher wer i's schoo kinnal!“ —

— Wenn zwei dasselbe tun... Unlängst war ich bei Bekannten zu einem Abendessen eingeladen. Wir waren ganz unter uns: nur Papa, Mama, der kleine Werner und ich. Papa, gewöhnlich wie immer, ist damit beschäftigt, aus einem erledigten Knochen noch das Mark herauszuholen; das gibt belammtlich schöne Musik. „Papa, was machst 'n da?“ fragt der kleine Werner. „Siehst doch, ich lutsch' das Mark aus 'm Knochen!“

Es folgt eine kleine Pause, während welcher Werner in den Inhalt seines Tellers vertieft und seinen Gedanken sichtbar nachhängt. Plötzlich meint er: „Nicht wahr, Papa, wenn das 'n kleiner Junge macht, so heißt es Schwein!“ — („Jugend.“)

**Notizen.**

— Von den heutigen Leistungen des Buchdrucks gab der unter Mitwirkung der belgischen Regierung veranstaltete zweite internationale Schriftsetzer-Wettbewerb einen Beweis, dessen Arbeiten am 12. Februar im Hotel Rabenstein zu Brüssel ausgestellt wurden. An dem Wettbewerb haben sich, nach der „Völk. Zeitung“, 341 Bewerber beteiligt, und zwar 112 Belgier, 113 Franzosen, 102 Deutsche, 5 Schweizer, je 3 Holländer und Italiener und je 1 Luxemburger, Oesterreicher und Norweger. Der Wettbewerb umfaßte zwei Abteilungen: in der ersten handelte es sich um die Herstellung eines dreifarbigten Kalenders, in der zweiten um eine einfarbige Adresskarte mit Verzierungen. Von den zehn Preisen der ersten Abteilung fielen acht, darunter auch der erste, nach Deutschland. In der zweiten Abteilung errangen von den ausgelegten zwölf Preisen die Belgier sechs, die deutschen und Franzosen je drei. Der erste Preis in dieser Klasse wurde einem Belgier, der zweite einem Deutschen zuerkannt. —

— Lara Viebig's Einakter „Die Bäuerin“ hatte in einer Vorstellung der Literarischen Gesellschaft in Dresden großen Erfolg. —

— Eine Menzel-Ausstellung soll Mitte März in der Rational-Galerie eröffnet werden. —

— Die astronomische Rathausuhr in Ulm, die zu den kompliziertesten und schönsten Uhrwerken der Erde gehört und im Jahre 1880 von dem Straßburger Meister Jaal Habrecht verfertigt worden war, ist wiederhergestellt worden. Auf zwei gewaltigen Zifferblättern, von denen das große wieder eine ganze Reihe von Dingen aufweist, ist die mitteleuropäische und die mittlere Ortszeit abzulesen. Ferner werden der Umlauf des Tierkreisrings, die Bewegung der Sonne, die verschiedene Dauer der Monate, Sonnenauf- und Untergang, Sonnen- und Mondfinsternisse und zahlreiche andere siderische und astronomische Erscheinungen angezeigt. —

— Die „Augsburger Abendzeitung“ vom 15. Februar enthält folgende Geburtsanzeige: „Ich bin jetzt da! Augsburg, 14. Februar 1905. Eugen G. . . jr.“ —

go. Der Datto. Zu Pfaffingen, Oberamt Balingen, und in einigen anderen benachbarten Orten herrschte ehemals der Gebrauch, daß Eheleute, die miteinander in Zant und Haber lebten, einmal zu stiller Nachtzeit einen starken Schlag an ihre Haustür und den Ruf „Der Datto kommt“ vernahmen. Das war eine wohlgemeinte Warnung und Erinnerung, daß sie künftighin in Frieden und Eintracht miteinander leben sollten. Wenn aber die Warnung nicht beachtet wurde, wiederholten sich nach etlichen Tagen Schlag und Ruf in verstärktem Grade. Nigte auch das nichts, so ließ die Strafe dafür nicht lange auf sich warten. Zwei oder drei verummunte und sonst unententlich gemachte Männer brachen bei Nacht mit Gewalt ins Haus und bearbeiteten den Rücken der zänkischen Eheleute so tüchtig, daß dieses Mittel zur Wiederherstellung des ehelichen Friedens seinen Zweck selten verfehlt haben soll. —